

Barbara Thums (Tübingen)

Gabriele Brandstetter (Hg.): Erzählen und Wissen. Paradigmen und Aporien ihrer Inszenierung in Goethes Wahlverwandtschaften, Rombach Verlag, Freiburg i.Br., 2003. 306 S., 14 schw.-w. Abb, Pb, 50,20 € (Rombach Wiss. Litterae, 109)

Faszination und Wissen bilden die Leitbegriffe, unter denen der Germanistentag 2004 die komplexen kulturellen Konstellationen verhandelt, die sich im Zeichen eines immer umfangreicher werdenden Europas herausbilden und welche für die Philologien als Wissens-Wissenschaften eine Herausforderung darstellen. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf der Verhältnisbestimmung von Literatur und Wissen, sowie auf der Reflexion über die Historizität von Wissensordnungen und denkgeschichtlichen Konstellationen, in denen Literatur produziert und rezipiert wird. Zur Debatte steht mithin ein altes Problem der Interpretationswissenschaften, die Plausibilisierung von Text-Kontext-Verhältnissen, das im Zuge der kulturwissenschaftlichen Erweiterung der Philologien und dem damit einhergehenden Methodenpluralismus an Aktualität nichts eingebüßt hat.

In Bezug auf diesen Problemzusammenhang haben Goethes *Wahlverwandtschaften* schon von je her

eine zentrale Position beanspruchen können. Die Modernität von Goethes Roman war immer unbestritten, gesehen wird sie insbesondere in der Virtuosität, mit der das zunehmend komplexer werdende und gleichzeitig immer schneller veraltende Wissen im Kontext der Modernisierungsprozesse um 1800 narrativ organisiert und poetisch archiviert wird. Als poetisches Archiv des um 1800 zirkulierenden naturwissenschaftlichen, aber auch kunsthistorischen, ästhetikgeschichtlichen, mythischen und alltagskulturellen Wissens waren die *Wahlverwandtschaften* gleichzeitig immer schon ein ausgezeichnetes Feld für die literaturwissenschaftliche Methodenreflexion. Hinsichtlich des Verhältnisses von Literatur und Wissen war es insbesondere die Diskursanalyse, die der *Wahlverwandtschaften*-Forschung in den 80er Jahren entscheidende Impulse gegeben hat.¹ Mit dem von Gabriele Brandstetter herausgegebenen Sammelband *Erzählen und Wissen. Paradigmen und Aporien*

¹ Vgl. dazu den Sammelband von Norbert W. Bolz (Hg.): *Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur*. Hildesheim 1981.

en ihrer Inszenierung in Goethes ‚Wahlverwandschaften‘, der die Beiträge eines Symposiums versammelt, das im Sommer 2000 in der René Clavel Stiftung in Castelen/Augst bei Basel stattgefunden hat, liegt nun 20 Jahre später erneut eine Publikation vor, die das Verhältnis von Literatur und Wissen in den *Wahlverwandschaften* methodisch reflektiert. Zweifellos profitiert der hier vertretene Ansatz, der den Roman „als Paradigma einer Kultur- oder gar Wissenspoetik um 1800 betrachtet“ (S. 9), von den zwei Jahrzehnten zuvor präsentierten Ergebnissen der Diskursanalyse, auf die in den einzelnen Beiträgen wiederholt verwiesen wird. Gleichwohl werden die Akzente anders gesetzt. Lässt sich nämlich gegen die Diskursanalyse eine Vernachlässigung der ästhetischen Dimension einwenden, so wird mit „Erzählen und Wissen“ bereits im Titel die Reflexion auf die Literarizität signalisiert. Wollte man das hier verfolgte Interesse theoretisch einordnen, könnte man von einer poetologischen Erweiterung der Diskursanalyse sprechen, die sich namentlich auf die „Forschungsrichtungen der *Cultural Poetics* und des *New Historicism*“ (S. 9) bezieht. Damit ist die Verbindung zu dem mittlerweile weit verzweigten Gebiet einer dem ‚linguistic-‘ und ‚cultural

turn‘ verpflichteten Literatur- als Kulturwissenschaft hergestellt.² Genauer hin scheint mit dem Stichwort Wissenspoetik eine nicht explizit benannte methodische Nähe zu Joseph Vogls Entwurf einer „Poetologie des Wissens“³ angezeigt, ein Eindruck, der nicht zuletzt durch einen Beitrag von Joseph Vogl entsteht.

Welche Fragestellungen ergeben sich nun aber aus einer kultur- oder wissenspoetischen Sicht auf den konkreten Text der *Wahlverwandschaften*? Darüber gibt das Vorwort von Gabriele Brandstetter näheren Aufschluss. Sie geht dabei von Grenzüberschreitungen aus, die sich aus den „Veränderungen in der Konstellation von Wahrnehmung, Darstellung und spezifischer Zeichenqualität und –ordnung“ aus ergeben und die wiederum „mit dem geforderten wie geförderten Transfer zwischen Wissen, Wissenschaft und Kunst“ der Zeit um 1800 zusammenhängen. Ein forschungsgeschichtlich neuer Aspekt verknüpft sich diesbezüglich mit der Beobachtung, „dass dieser Transfer sich in der Form des Erzählens vollzieht“: Interessant sei deshalb nicht nur, „in welcher Weise solche Überschreitungen sich vollziehen, welcher Medien, welcher Dispositive und Strukturen sie sich bedienen“, sondern überdies, wie dieser Roman selbst noch die damit

² Vgl. dazu etwa den von Claudia Benthien und Hans Rudolf Velten herausgegebenen und 2002 in Reinbek bei Hamburg erschienenen Sammelband „Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte“ oder Ansgar und Vera Nünning (Hg.): *Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven*. Stuttgart 2003.

³ Joseph Vogl: *Für eine Poetologie des Wissens*. In: *Die Literatur und die Wissenschaften 1770-1930*. Walter Müller-Seidel zum 75. Geburtstag. Hg. v. Karl Richter. Stuttgart 1997. S. 107-127. Vgl. außerdem ders. (Hg.): *Poetologien des Wissens um 1800*. München 1999.

verbundenen „Aporien“ eines Transfers von Wissen in Kunst und umgekehrt narrativ inszeniert (S. 8). Ausgehend davon fragt der vorliegende Band insbesondere danach, welche „Narrationsmuster und Narrationskonzepte“ leitend sind, um den im Roman verhandelten Wissensformationen im Erzählen und als Erzählung wirklichkeitsstiftendes Potential zu verleihen (S. 9). Erzählen wird derart gefasst als „vermittelnde Kraft und Strategie zwischen den Wahrnehmungsformen der Kunst und der Wissenschaft“ (S. 11), weshalb Fragen der (Inter-)Medialität – zumal im Hinblick auf die vielschichtigen Inszenierungen von Rahmen, Bildern, Büchern, Tableau-Formationen oder spiritueller Praktiken im Roman – notwendigerweise einen besonderen Stellenwert einnehmen. Der damit anvisierte Blick auf die spezifischen Möglichkeiten und Grenzen des Erzählens mag für diejenigen eine Erklärung darstellen, die sich in ihrer Erwartung einer interdisziplinären Bearbeitung dieses Fragenkomplexes enttäuscht sehen: Einzig Dietrich von Engelhardts Beitrag zum chemie- und medizinhistorischen Hintergrund der *Wahlverwandtschaften* nähert sich dem Problemzusammenhang aus naturwissenschaftlicher Perspektive.

Besonders deutlich kommt der Medialitätsaspekt in denjenigen Beiträgen zum Tragen, die sich mit der narrativen Inszenierung von Sehen und Bildlichkeit befassen. Tim Mehigan etwa diskutiert die Blickproblematik des Romans vor dem Hintergrund einer generellen „Kultur des Visuellen“ und eines „Blickfetischismus“ im 18. Jahrhundert (S. 174) sowie von Goethes Auseinanderset-

zung mit Kants Anschauungsphilosophie. Dabei weist er nach, dass das im Kantischen Sinne interesselose „Projekt des ästhetischen Sehens“ (S. 179), das in den *Wahlverwandtschaften* erzählerisch erprobt wird, sich letztlich als außerordentlich ökonomisch interessiert erweist. Die Beiträge von Birgit Jooss und Nils Reschke befassen sich aus kunsthistorischer bzw. diskursanalytischer Perspektive mit den *Tableaux vivants*, jenem zentralen Feld, an dem die *Wahlverwandtschaften* das Verhältnis von Kunst und Leben problematisieren. Während Birgit Jooss das zeitgenössische malerei- und theatergeschichtliche Wissen über die *Tableaux* in den Kontext des Romans stellt und dabei insbesondere den Medienwechsel zwischen Kunst und Leben untersucht, deutet Nils Reschke die *Tableaux* als exemplarisch für die „selbstreflexive Verarbeitung von Geschichte“, wobei er die „Bildkonfiguration als Parodie der Romanhandlung“ auffasst, worin er „den Anknüpfungspunkt einer historisch-politischen Allegorese der Darstellungen“ (S. 139) sieht. Auch für Claudia Öhlschlägers Beitrag zur Aporie des ‚erfüllten Augenblicks‘ bilden die *Tableaux vivants* einen zentralen Bezugspunkt. Sie zeigt, inwiefern diese die „Möglichkeit der Archivierung des vergänglichen Augenblicks sowie die Möglichkeit eines homogenen Ausgleichs zwischen Disziplinierung und Überschreitung im ästhetischen Medium“ reflektieren, inwiefern die *Tableaux vivants* insbesondere auch hinsichtlich ihrer mortifizierenden Dimension im Stillstellen von Bewegung „den medialen Zuschnitt der Zeichen“ reflektieren, „aus denen sich die Wissens- und

Begehrensordnungen des Romans konstituieren“ (S. 198).

Das Verhältnis von Wissen und Begehren, näherhin von Naturwissenschaft und Liebe beleuchtet auch der von Luhmanns Untersuchung zur Liebessemantik vom 17. bis 19. Jahrhundert inspirierte Beitrag von Christine Lubkoll. Ausgehend vom Chemiegespräch über die Wahlverwandtschaft, das von einem Übertragungsproblem von einem sozialen bzw. sittlichen Wissensfeld auf ein naturwissenschaftliches Wissensfeld und umgekehrt handelt, stellt sie zunächst die „doppelten naturwissenschaftlichen und sozialen Typologierungen“ als Konstruktionsprinzip des Romans heraus, die deutlich machen, „dass die Natur jeweils nur über diskursive Ordnungen fassbar und erfahbar ist“: Dennoch handelt es sich in Goethes Roman nicht „um eine kalkulierte Diskurskritik“. Vielmehr erweist sich der Roman in seiner komplexen Anordnung der einander überlagernden Liebeskonzepte um 1800 letztlich als „Roman über die Liebe“ (S. 278). Dass Goethes Roman auch ein Roman über die „Liebes- und Scheidungskatastrophe“ ist, betont Clemens Pomschlegel, der das Zusammenspiel von Liebe und Verwaltung untersucht. Verhängnisvoll erscheint aus dieser Perspektive das „Verschwinden von Institutionalität“, das Fehlen einer „Funktion des Dritten“ (S. 232), die narzißtische Subjekt- und Begehrensstrukturen aufbricht und derart eine „die Individuen *per definitionem* transzendierende“ (S. 231) Instanz bildet. Und weil auch die in der Figur des Hauptmanns dargestellte neue Verwaltungsstaatlichkeit in ihrer Ausrichtung auf „permanente

Steigerung eines – nirgenwo je artikulierten oder repräsentierten – ‚allgemeinen Guten‘“ (S. 239) letztlich gesetzlos agiert, muss dies notwendigerweise zu der in den *Wahlverwandtschaften* beschriebenen „radikalen Entpolitisierung und Naturalisierung ‚sozialer Verhältnisse‘“ (S. 238) führen. In vergleichbarer Weise liest Joseph Vogl in seinem Beitrag zu Goethes ökonomischem Mensch die *Wahlverwandtschaften* als ein das Wilhelm-Meister-Projekt aufgreifendes und transformierendes Experiment. Hervorgebracht wird dabei ein politisch-poetisches Wissen darüber, dass dasselbe Symbolsystem sowohl die ökonomischen wie die triebökonomischen Wünsche im Roman steuert und ein neues, durch eine Mangelstruktur gekennzeichnetes und ins Grenzenlose strebendes Subjekt des Begehrens modelliert. Was nach dem damit zusammenhängenden Auseinandertreten von „Repräsentationen und Funktionsweisen“ zur „Schicksalsfrage“ wird, ist die „Frage einer Begrenzung des Grenzenlosen“ (S. 248). Die erzählerische Bearbeitung dieser Frage ergibt „ein romanhaftes Wissen und einen wissensgesättigten Roman“ über den „symbolischen, ökonomischen, libidinösen Steuerungsbedarf“ sowie über „eine unzulängliche Definition des Steuerungsproblems selbst“ (S. 252), nicht aber ein bereits verfügbares bzw. gegenständliches neues Wissen.

Von einem gänzlich anderen Standpunkt aus untersucht Ralf Simons Beitrag die sozialen Verhältnisse der *Wahlverwandtschaften*. Ihn interessiert „das Thema des Gastseins“: Gastsein definiert er „als Existenzform“, die dem Gast den lo-

gischen Ort des Dritten zuweist, „den das Denken um seiner eigenen Geschlossenheit willen auszugrenzen bestrebt“ (S. 208) bzw. – wie es das Eingangsgespräch des Romans zwischen Charlotte und Eduard vorführt – durch die Ergänzung um einen weiteren Gast beherrschbar zu machen sucht. Die „Tauschregularien“ (S. 210) sowie die „*mise-en-abyme* der Gastsemantik“ (S. 213) allerdings – dies zeigt Simon an Ottilie und an der dem Gast zugeschriebenen Gabe des Erzählens – führt die spezifische Doppelcodierung der Gastsemantik zu einem intrikaten „Spiel der referentiellen Unentscheidbarkeit“ (S. 217). Für das Gesamtprojekt des Erzählens in den *Wahlverwandtschaften* muss dies notwendigerweise, „so die rein strukturelle Schlussfolgerung“, zur Selbstaufhebung dieser Gastposition, zum Tod Ottilies führen.

Das Verhältnis von Erzählen und Wissen in den *Wahlverwandtschaften*, dessen Perspektivenvielfalt die hier versammelten Beiträge überzeugend deutlich machen, bestätigt erneut, was dem Roman schon zu seiner Entstehungszeit nachgesagt wurde – nämlich als Roman selbst ein Wissensspeicher zu sein. Diesem Aspekt widmen sich die Beiträge von Theo Elm und Waltraud Wiethölter. Für Theo Elm stellt der Roman einen Wissensspeicher dar, der „Sozial- und Alltagsgeschichte aus der Zeit um 1800“ abspeichert: es ist gerade dieses fragwürdige, beschränkte und geschichtlich hinfallige Milieu, das einer freien Entfaltung der „Dialektik von Wissensinnovation und -verfall“ keine störenden „Sinnbindungen in den Weg legt“ (S. 95). Wo mithin aufgrund des fluktu-

ierenden Wissens Chaos entsteht und Verstehen nicht mehr möglich scheint, etabliert jedoch der Roman mit seinem experimentierenden, ironischen auktorialen Erzähler Strategien „poetischer Wissens-Entwertung“ (S. 102) und damit einen Stil, der einerseits Reflex des naturwissenschaftlichen Kontextes ist, andererseits jedoch das Chaos transzendiert und „auch das Chaos des Romans [...] zu einem Gegenstand souveräner Betrachtung“ (S. 101) macht. Aus dieser souveränen Betrachtung geht ein zeitloses Wissen hervor, und zwar das „aus Anthropologie, Naturphilosophie und Autobiographie gespeiste[s] Verständnis der Doppelnatur des Menschen“ (S. 107). Dem Verhältnis von Wissensspeicherung und selbstreflexivem Erzählen widmet sich auch der Beitrag von Waltraud Wiethölter, der das ambivalente Verhältnis des Romans zu den enzyklopädischen Projekten der französischen Aufklärung untersucht. Goethes enzyklopädische Schreibart erscheint dann als konsequente Fortsetzung „einer Poetisierung des Wissens“, als ein für den Enzyklopädismus letztlich tödliches Ausreizen seiner „latente[n] Chaotik“ unter Beibehaltung des Darstellungsprinzips im Sinne der „Konstruktion eines Weltbildes aus partikularen Wissensfragmenten“ (S. 75). Stellvertretend zeigt Wiethölter am Beispiel des Chemiegesprächs, wie die doppelte Rede von Wissenschaft und Mythologie auf dem Wege der Erzählung das klassische Repräsentationsmodell sprengt und zu dem „Zusammenbruch der enzyklopädischen Wissensfiguration“ führt, der sich bereits in den „strukturellen Aporien“ (S. 81) von Diderots *Ency-*

clopédie angekündigt hatte. Das die *Wahlverwandtschaften* strukturierende, selbstreferentielle Wiederholungsprinzip allerdings macht als lexikalisch verfahrenende Wissensakkumulation insbesondere im Blick auf den zweiten Romanteil deutlich, dass das enzyklopädische Schreiben damit noch nicht ausgeschöpft ist, sondern sein Potential gerade in einer Lektüre gegen den Strich der Zwänge des Alphabets besteht.

Mit diesem, das Phänomen der Schrift pointierenden Zugriff auf das Verhältnis von Erzählen und Wissen setzen sich in unterschiedlicher, einander ergänzender Perspektive ebenso die Beiträge von Gerhard Neumann und Gabriele Brandstetter auseinander. Im expliziten Bezug auf die im Vorwort aufgeworfenen Fragestellungen untersuchen sie die konkreten narrativen Strategien der *Wahlverwandtschaften*, Wahrnehmung in Erzählen zu transferieren und den sich beständig entziehenden Transfer zwischen Wissen und Erzählen darzustellen. Als „Wissenspoetik“ bezeichnet Neumanns Beitrag zu den ‚wunderlichen Nachbarskindern‘ Wissen und Erzählen dabei die Versuchsanordnung einer Prosa, „in der Faktisch-Naturwissenschaftliches und Fiktiv-Poetisches ineinander arbeiten, ohne sich zu vermischen; ein Brechen des Erzählprozesses zugunsten von Wissensformationen, ein Dislozieren von Wissensbeständen in narrative Muster“ (S. 19). Die konfliktreiche Spannung zwischen Wissen und Erzählen offenbart sich in der Konfrontation von sinnstiftenden narrativen Parallelisierungen (in Bezug auf Namen, Liebesgeständnisse oder Leseakte) einerseits mit wissensstruktu-

rierenden Rahmungen (mittels des Fensterblicks durch die Mooshütte, der diversen Portefeuilles oder der camera obscura des Engländers) andererseits. Insgesamt führt dies nach Neumann zu einer „bedrohlichen Konstellation von Serialität und Rahmungsstrategie“, wobei auch durch Erzählen „keine Heilung erzielt werden“ (S. 39) kann. Vielmehr tut sich eine sprachlose Lücke zwischen beiden Ordnungsmustern auf, die – paradigmatisch ins Bild gesetzt durch Ottilies stumme Geste – das „Versagen der kulturellen wie der natürlichen Zeichen“ (S. 39) offenbart und den Konflikt zwischen den ‚wunderlichen Nachbarskindern‘ als strukturell unlösbar aufweist. Hatte Neumann auf die schriftliche Formierung dieser Rahmungsstrategie hingewiesen, so setzt sich Gabriele Brandstetters Beitrag zu den epistolographischen Aporien mit der Reflexion und Inszenierung des Lesens und Schreibens im Roman als „Akt der Rahmung von ‚Szenen‘“ (S. 41) auseinander. Gefragt wird dabei insbesondere nach dem ‚Wie‘ des Rahmenbruchs, der „durch die Überschreitung der Grenze zum Tod“ (S. 43) markiert wird. Die Umcodierung der grundlegenden „Abwesenheitsstruktur des Briefs“ (S. 49) durch eine „Schreib-Szene als Liebesakt“ (S. 56) und ein Verständnis der „Schrift als Geste“, als körperlicher Prozess (S. 58), zu einer „Geste der Anwesenheit“, gerade diese Umcodierung „erweist sich im Fortgang des Romans als verhängnisvolle (V)Erkennungsszene“ (S. 59) und lässt für die Liebenden die eigentliche Mittlerfunktion des Briefes „zum Medium ihrer Trennung“ (S. 60) werden. Im grundlegenden Widerspruch zur Be-

deutung des Briefes im Zeitalter der Empfindsamkeit sind die Briefe in den *Wahlverwandtschaften* nicht mehr „Medien der Empfindungsausprache des Subjekts“, sondern „Medien der Verfehlung“ und als solche Reflexionsmedium einer den Roman insgesamt kennzeichnenden ‚Kunst des Relais‘, wenn man diese „im Sinne von Verknüpfungsprozessen und ‚Scheidekunst‘“ versteht (S. 63).

Dieses Zusammenspiel von Verknüpfung und Scheidung steckt auch in methodischer Hinsicht den Rahmen ab, der mit dem ‚und‘ im Titel des Sammelbandes angezeigt ist. Bis auf wenige Ausnahmen arbeiten die einzelnen Beiträge an der Entfaltung und Ausdifferenzierung dieses methodischen Rahmens. Erzählen und

Wissen werden nicht vorschnell als unproblematisch vermittelbar begriffen. Wissenspoetik so verstanden, umschreibt mithin ein methodisches Konzept, das den Inszenierungen und Aporien einer wechselseitigen Bezugnahme auf der Spur ist. Insgesamt macht der Sammelband überzeugend deutlich, dass dieser methodische Ansatz nicht nur der *Wahlverwandtschaften*-Forschung, sondern generell einer als Kulturwissenschaft verstandenen Literaturwissenschaft wichtige Impulse zu geben vermag: Denn er setzt erstens mit der Narratologie auf eine der literaturwissenschaftlichen Kernkompetenzen und widersteht zweitens dem Versuch, die paradoxe Verschränkung von Erzählen und Wissen einseitig aufzulösen.